

# «Forschungsobjekt Mensch» – über wissenschaftstheoretische Defizite in der Psychiatrie

■ P. Gutmann

Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (D)

## Summary

*Gutmann P. [The human being as a scientific object – about some shortcomings concerning the philosophy of psychiatry.] Schweiz Arch Neurol Psychiatr. 2007;158:261–70.*

Two hundred years ago psychiatry began to establish itself as a practical and scientific institution. The views about the causation of and potential therapies for mental diseases were riddled with speculative metaphysical and religious thoughts. Around the middle of the 19th century psychiatry was integrated into medicine – taking over most of the methodological positions of natural science. Certain scientific findings – for example Wernicke's discovery that particular lesions in the brain are associated with aphasia – encouraged physicians in their confidence that medicine should become more or less exclusively a natural science. As a result of the increasingly scientific professionalisation of psychiatry, the philosophical and theoretical preconditions thereof were less reflected. Psychiatry positioned itself as a natural science, in which every form of scientific explanation could be based on the principles of mathematical physics. This so-called monistic approach emerged at the beginning of the 20th century and found strong support among scientists and philosophers. Two examples of this monistic position are logical empiricism, founded by Rudolf Carnap and Otto Neurath, and critical rationalism of Karl Popper. According to this point of view human behaviour could – and should – ideally be explained exclusively through general laws. On the other hand, a hermeneutic point of view developed – held for example by Wilhelm Dilthey – which contained a dualistic conception of science integrating processes of

understanding. From the hermeneutic point of view every method used in science must adapt to its object.

In this article several arguments are given in favour of a dualistic view of psychiatry. It is emphasised that psychiatry has uncritically adapted to behaviouristic psychology, ignoring arguments arising from phenomenological or cognitive psychology, among others. Some of the rare German-language publications by psychiatrists on the philosophy of science are presented. They show that the current debate on this issue has received little notice. Particularly the insights of the philosophy of language arising from the ideas of Ludwig Wittgenstein are completely neglected. It is pointed out that it is rather problematic that these papers, which do not reflect the discussion between the exponents of the monistic and the dualistic view, are presented in a textbook representing the “state-of-the-art” of psychiatry. Finally, proposals for the method one may use to complete current research are put forward. It is emphasised that psychiatry should integrate philosophical considerations and reflect on the assumptions upon which it has been founded.

*Keywords: philosophy of science; phenomenology; methodological dualism; history of psychiatry; Dilthey; philosophy of language*

## Einleitung

Die Seelenheilkunde als eigenständige Disziplin im engeren Sinne kann heute auf eine etwa 200jährige Geschichte zurückblicken. Es war der Hallenser Stadtphysikus und Professor der Universität Johann Christian Reil, der 1808 zunächst den Begriff «Psychiaterie» und wenige Jahre später (1816) die heute gebräuchliche Bezeichnung «Psychiatrie» prägte [1]. Hierdurch angestossen nahm eine Entwicklung ihren Anfang, durch die sich ein eigener Fachbereich innerhalb der medizinischen Wissenschaft abgrenzte und letztlich damit auch institutionell und – mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung – wissenschaftlich eta-

## Korrespondenz:

Dr. med. Dipl.-Psych. Philipp Gutmann  
Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie  
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
D-06097 Halle/Saale  
e-mail: philipp.gutmann@medizin.uni-halle.de

blierte. Dabei waren zumindest bis Mitte des 19. Jahrhunderts die Auseinandersetzungen um die Ätiologie psychischer Erkrankungen geprägt von der Kontroverse zwischen den «Somatikern» und den «Psychikern»: die sich befehdenden Vertreter begründeten ihre jeweiligen Standpunkte häufig unter Bezugnahme auf dogmatisch vertretene philosophisch-metaphysische, oft auch religiöse Anschauungen, ja «Wahrheiten» [2]. Von daher war es wie ein Befreiungsschlag, als Wilhelm Griesinger in «Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten» 1845 [3] verkündete: «Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten», und die Psychiatrie in den Kanon der naturwissenschaftlichen Medizin und damit, unter wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten, in den Schoss der Naturwissenschaften aufnahm.

Durch vielerlei Erfolge schien diese Anbindung an das naturwissenschaftlich-biologische Erkenntnismodell fraglos eine Bestätigung zu erfahren: Unter hirnlokalisatorischen Gesichtspunkten liess die erfolgreiche Zuordnung der sensorischen Aphasie zu einem umschriebenen Hirnareal durch Carl Wernicke am Ende des 19. Jahrhunderts Hoffnung auf weitere vergleichbare Erfolge bei der Erforschung der Ätiologie der Geisteskrankheiten aufkommen. Die Erkenntnis, dass die progressive Paralyse mit ihren häufig auch psychopathologischen Auffälligkeiten letztlich Resultat einer Infektionskrankheit war, nährte Anfang des 20. Jahrhunderts zusätzlich die Erwartung, psychopathologische Phänomene aus dem Biologischen heraus erklären zu können. Auf der psychologischen Ebene schien mit der von Wilhelm Wundt begründeten Experimentalpsychologie ebenfalls Anlass gegeben, fürderhin alle Erkenntnisbemühungen in der Psychiatrie im Rahmen einer empirisch-naturwissenschaftlichen Forschungsmethodik zu unternehmen.

Doch Griesingers letztlich erfolgreiche Integration der Psychiatrie in die naturwissenschaftliche Medizin barg eine Gefahr: die Ausserachtlassung derjenigen spezifisch menschlichen Momente, die sich einer rein naturwissenschaftlichen – im Psychologischen dann in der Regel: behavioristischen – Erfassung entziehen: die auch bei psychisch Kranken keinesfalls von vornherein und prinzipiell fehlende Reflexivität, Rationalität, der individuelle Weltbezug oder die – phänomenologisch gesprochen – Intentionalität. Der auch heute noch zu konstatierende Umstand, dass diese Momente zwar in der klinischen Praxis in der Begegnung mit den psychisch Kranken immer zumindest partiell vorausgesetzt werden, in der Forschung unter methodologischen Gesichtspunkten jedoch nicht angemessen Berücksichtigung finden, hat eine

Ursache in der dann häufig überbetonten alleinigen Zuordnung der Psychiatrie zu den Naturwissenschaften seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die unbestreitbare Überfrachtung durch religiöse und spekulativ-metaphysische Anschauungen, welche die Psychiatrie vor Griesingers Diktum belastet hatte, hinterliess – nicht zuletzt immer wieder genährt durch verschiedene anthropologische Modellvorstellungen zum Beispiel psychoanalytischer Provenienz – eine bis heute nachwirkende Skepsis, ja zum Teil offene Ablehnung einer philosophischen und wissenschaftstheoretischen Reflexion über die Grundlagen und Grenzen einer weitgehend naturwissenschaftlich konzipierten psychiatrischen Praxis und Forschung.

Unter historisch-methodologischen Gesichtspunkten zeigt sich, dass sich nicht nur in Psychologie und Medizin, sondern beispielsweise auch in Literatur- und historischen Wissenschaften recht bald eine wissenschaftstheoretische Alternative herauskristallisierte. Die sich im Gefolge vor allem von Dilthey nach dem Beginn des 20. Jahrhunderts etablierenden Geisteswissenschaften stellten ein anderes wissenschaftstheoretisches Modell vor: die hermeneutische Methode. In der Folge kam es zur Ausbildung zweier sich meist unversöhnlich befehdender wissenschaftstheoretischer Lager: auf der eine Seite diejenigen, die das im Bereich der Physik entstandene naturwissenschaftliche Erkenntnismodell im Sinne einer einheitswissenschaftlichen Ausrichtung auf alle Wissenschaften angewandt sehen wollten. Im Kontrast zu dieser monistischen Sichtweise entwickelte sich ein dualistischer Standpunkt, demzufolge das naturwissenschaftliche Erkenntnismodell prinzipiell auf Grund des völlig anders gearteten Gegenstandes der Forschung nicht auf zum Beispiel psychologische oder auch historische Phänomene übertragbar sei, und dessen Vertreter eine scharfe Trennung zwischen den am Modell der Einheitswissenschaften orientierten Naturwissenschaften und den hermeneutischen Wissenschaften, unter anderen eben auch der Psychologie, für unabdingbar hielten. Praktisch zeigte sich die Trennung zwischen diesen beiden Wissenschaftstraditionen in der Psychiatrie dahin gehend, dass auf der einen Seite eine betont biologisch und behavioristisch arbeitende Psychiatrie stand und auf der anderen Seite eine häufig mit tiefenpsychologischen beziehungsweise psychoanalytischen Verfahren arbeitende Ausrichtung innerhalb der Psychiatrie und Psychotherapie zu finden war. Ein weiterer Ausdruck dieser Spaltung ist der Umstand, dass in Deutschland bis zum heutigen Tage praktisch und institutionell eine letztlich inhaltlich nicht zu rechtfertigende Trennung zwischen traditionell tiefenpsychologisch

ausgerichteten psychosomatischen und traditionell eher verhaltenstherapeutisch ausgerichteten psychiatrischen Kliniken besteht.

Das eben beschriebene metatheoretische Problem wird seit längerem in der akademischen Psychologie intensiv diskutiert [4–6]. Eher spärlich sind, betrachtet man die Literatur der letzten Jahrzehnte, deutschsprachige Veröffentlichungen, die sich mit wissenschaftstheoretischen Fragen in der Psychiatrie beschäftigen.

Im folgenden soll zum einen der Versuch unternommen werden, skizzenhaft einige für die Psychiatrie besonders wichtige Momente der wissenschaftstheoretischen Kontroverse darzustellen, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelt hat und letztlich bis heute geführt wird. Im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit einigen – wie zu zeigen sein wird – insuffizienten aktuellen Versuchen, eine wissenschaftstheoretische Verortung der Psychiatrie vorzunehmen, soll zum andern ein Anstoss zu der als notwendig erachteten verstärkten Reintegration methodologischer und wissenschaftstheoretischer Erörterungen in die Psychiatrie gegeben werden.

### **Historisch-systematischer Abriss wissenschaftstheoretischer Positionen**

Hier sollen zunächst die beiden wissenschaftstheoretischen Haupttraditionen expliziert werden, nämlich der monistisch-einheitswissenschaftliche Ansatz auf der einen und der dualistische hermeneutisch-phänomenologische Ansatz auf der anderen Seite. Dabei ist festzuhalten, dass mit dieser groben Dichotomie mitnichten suggeriert werden soll, es gebe innerhalb der jeweiligen Traditionen keine Binnendifferenzierungen. Unterschiede innerhalb der beiden Lager sollen im folgenden ebenfalls zur Sprache kommen. Es kann in diesem Rahmen lediglich angedeutet werden, dass es durchaus bereits Ansätze zur Überwindung des Lagerdenkens gibt [6, 7].

Die einheitswissenschaftliche Position hat ihren Ursprung in einer Wissenschaftskonzeption, wie sie insbesondere in der Physik, und hier insbesondere der Newtonschen Mechanik, konzeptualisiert wurde. Dem Anspruch nach soll dieses Modell aber nicht nur für die Naturwissenschaften verbindlich sein, sondern darüber hinaus auch in Wissenschaften wie etwa den Sozial- oder den historischen Wissenschaften Gültigkeit besitzen. In der radikalen Variante postuliert diese monistische Sichtweise – die bis heute auch noch vertreten wird [8] –, dass nur diejenigen Aussagen als wissenschaftliche gelten sollen, die sich in Form eines allgemeinen

Gesetzes formulieren, empirisch prüfen und bestätigen lassen. Dabei soll gemäss der weitverbreiteten deduktiv-nomologischen Spielart das zu erklärende Ereignis, das Explanandum, dadurch erklärt werden, dass dieses aus dem Explanans logisch zwingend abgeleitet werden kann. Dabei besteht das Explanans zum einen aus einer allgemeinen Gesetzesaussage, zum anderen aus Antecedensbedingungen [9, 10]. Entsprechend diesem nach seinen Begründern Hempel und Oppenheim benannten einheitswissenschaftlichen H-O-Modell sollten alle Aussagen formuliert werden, die Anspruch auf wissenschaftliche Gültigkeit erheben [11]. Dabei sollte im Fortschreiten der Wissenschaften, die immer mehr dieser allgemeingültigen Gesetzesaussagen herauszufinden in der Lage sein sollten, letztlich eine immer weitergehende, im Extremfall sogar lückenlose naturwissenschaftliche Beschreibung der Welt möglich sein.

Unter historischen Gesichtspunkten lässt sich der Beginn einer Wissenschaftstheorie im engeren Sinne auf den Anfang des 20. Jahrhunderts datieren; diese Entwicklung setzte ein, nachdem im Bereich der Mathematik bestimmte logische Probleme offenkundig geworden waren und im Bereich der Physik Alternativen zur euklidischen Geometrie diskutiert wurden [12]. Nach Auffassung des sich im 3. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts etablierenden sogenannten «Wiener Kreises» sollten nur noch solche Erkenntnisse wissenschaftlich gültig sein, die mittels der Verfahren des logischen Beweises sowie der Beobachtung gewonnen worden waren (Logischer Empirismus). In diesem Wiener Kreis – genannt seien als zentrale Figuren Rudolf Carnap und Otto Neurath – wurde der sogenannte «Physikalismus» postuliert, in dem unter anderem die Reduktion der Psychologie auf physikalisch Beobachtbares gefordert wurde. Nicht zuletzt auf Grund der Arbeiten von Ludwig Wittgenstein und der zunehmenden Gewährwerdung der Bedeutung der Sprache entstand die sogenannte «analytische Philosophie»; eines der Hauptmotive dieser Ausrichtung war die Kritik der in den Wissenschaften verwendeten Sprache und die Aufdeckung von Inkonsistenzen und logischen Widersprüchen wissenschaftlicher Aussagen.

Eine Abwandlung von diesen sprachkritischen Ansätzen stellt die Philosophie Karl Poppers [13] dar, der im Rahmen des von ihm begründeten «Kritischen Rationalismus» eine Analyse der wissenschaftlichen Erkenntnis leisten will. Poppers These, dass induktive Schlüsse in den Wissenschaften nicht möglich seien und daher empirische Gesetze letztendlich niemals verifiziert werden könnten, führte ihn zum Prinzip des Falsifikatio-

nismus und zu dem Postulat, dass nur solche Aussagen als wissenschaftlich rational gelten können, die empirisch widerlegbar sind, das heisst, an der Erfahrung scheitern können [14, 15]. Die wissenschaftstheoretischen Entwürfe des Logischen Empirismus und des Kritischen Rationalismus, die sich an Theorien der empirischen Naturwissenschaften und der Mathematik orientieren, werden, da sich für die Naturwissenschaften im Englischen der Terminus «sciences» (im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften, den «humanities») eingebürgert hat, seither szientistisch genannt. Das Postulat, dass dieses Wissenschaftsmodell auch auf die Geistes- und Sozialwissenschaften zu übertragen sei, wurde von verschiedenen Seiten kritisiert, unter anderem durch Vertreter in der Nachfolge der Kritischen Theorie wie K.-O. Apel und J. Habermas oder auch der Konstruktiven Wissenschaftstheorie wie P. Janich, F. Kambartel oder J. Mittelstrass (worauf hier nicht näher eingegangen werden soll). Ausführlichere Erwähnung soll jedoch eine wissenschaftstheoretische Tradition finden, die ein einheitswissenschaftliches Modell für die Sozial- und Geisteswissenschaften, oft auch bezeichnet als Kulturwissenschaften, für nicht anwendbar hält, auf einer eigenständigen Methodologie beharrt und daher als dualistisch zu bezeichnen ist: die Hermeneutik.

Ursprünglich «Auslegekunst» bedeutend [16], ist der Begriff der Hermeneutik historisch verbunden mit den Namen Schleiermacher, Droysen und Dilthey. Letzterer, der als eigentlicher Begründer der auf Verstehensleistungen basierenden hermeneutisch konzipierten Geisteswissenschaften gilt, formuliert sein dualistisches Argument wie folgt: «Aber gleich hier am Beginn unserer Untersuchungen stellen wir den Anspruch der Geisteswissenschaften fest, ihre Methoden ihrem Objekt entsprechend selbständig zu bestimmen. [...] Nicht dadurch erweisen wir uns als echte Schüler der grossen naturwissenschaftlichen Denker, dass wir die von ihnen erfundenen Methoden auf unser Gebiet übertragen, sondern dadurch, dass unser Erkennen sich der Natur unserer Objekte anschmiegt [...]» (Dilthey 1894, zitiert nach [6], S. 1f.). Die zentrale Pointe der Hermeneutik besteht für Dilthey also in der Forderung, dass die Berücksichtigung von Merkmalen des Gegenstandes bei der Auswahl der jeweils adäquaten Methodik zur wissenschaftlichen Erfassung dieses Gegenstandes unabdingbar ist, wobei bereits für Dilthey nur eine hermeneutische Psychologie in der Lage ist, das Wissenschaftsobjekt «Mensch» angemessen zu beschreiben. Die einheitswissenschaftliche Konzeption, bei der Einzelereignisse im Rahmen einer allgemeinen Gesetzmässigkeit erklärt werden,

wird als in dieser Allgemeinheit nicht gegenstandsadäquat abgelehnt. Durch das Postulat einer hermeneutischen Methodologie mit dem *Verstehen* als zentralem Moment (im Gegensatz zum monistischen *Erklären*) wurde letztlich der Grundstein für eine dichotome dualistische Wissenschaftsauffassung gelegt, die bis heute einem einheitswissenschaftlichen Programm (häufig unversöhnlich) gegenübersteht.

Unter historischer Perspektive ist die Auseinandersetzung um Monismus versus Dualismus weitgehend identisch mit der Kontroverse um Erklären beziehungsweise Verstehen. Apel unterscheidet dabei drei Phasen: Die erste Phase am Anfang des 20. Jahrhunderts sieht er geprägt durch den Versuch der Begründung der verstehenden Geistes- oder auch Kulturwissenschaften gegen die bereits etablierten Naturwissenschaften, wobei nicht nur Dilthey, sondern auch die Neukantianer Rickert und Windelband und auch Max Weber mit seinem Konzept einer «verstehenden Soziologie» zentrale Figuren waren [7]. Ausgangspunkt der zweiten Phase war dann das Postulat einer Einheitsmethodologie für alle Wissenschaften, wie sie vor allem von Karl Popper [13], Paul Oppenheim [17] und Carl Gustav Hempel [11] vertreten wurde. Ziel war hier die Subsumption des Explanandums unter ein allgemeines Gesetz. Ende der 1950er Jahre wurde dann das einheitswissenschaftliche Modell zunehmend im Rahmen eines sprachanalytischen Ansatzes kritisiert, bezeichnet als «New Dualism». Dieser begründet sich – und hier sei Apel zitiert – wie folgt: «Ausgehend von der Grundthese – oder besser: Suggestion – des späten Wittgenstein, dass sich nur im Rahmen eines konsistenten Sprachspiels, in dem Sprachgebrauch, Tätigkeiten und Paradigmen der Weltinterpretation miteinander «verwoben» sind, sinnvoll diskutieren lasse, gelangte man hier nach und nach zu einer prägnanten Unterscheidung zweier grundverschiedener Sprachspiele oder Rahmen der Begriffsbildung: Auf der einen Seite handelt es sich um ein Sprachspiel, in dem über strikt *beobachtbare (Natur-)Ereignisse*, ihre *Ursachen* und – ausnahmslos gültigen – *Regularitäten* (oder *Gesetze*) gesprochen wird. [...] Auf der anderen Seite handelt es sich um das Sprachspiel, in dem über die *menschlichen Handlungen*, ihre *Sinn-Intentionen*, *Gründe*, *Ziele* (*Zwecke*), und ihre – keineswegs ausnahmslos gültigen, sondern durch die Möglichkeit der Abweichung bzw. Nichtbefolgung geradezu konstituierten – *Regeln*, *Normen* oder *Maximen* gesprochen wird» ([7], S. 54f.; kursiv im Original). Dieser postwittgensteinsche Dualismus prägt bis heute die Diskussion in der Wissenschaftstheorie – aber auch alle Kontroversen um die Leib-Seele-

Problematik. Seine Überwindung – bei voller Anerkennung und Berücksichtigung der Schlüssigkeit seiner Argumente – gehört, wenn sie denn überhaupt möglich ist, sicherlich zu den schwierigsten heutigen Problemen von Philosophie und Wissenschaftstheorie.

### **Anthropologische Grundlagen und Methodologie**

Jede Reflexion, welche die wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen einer bestimmten einzelnen Wissenschaft zu klären versucht, hat zu explizieren, wie für diese einzelne Wissenschaft – so die hier vertretene nicht-monistische Position – das Verhältnis von Gegenstand und Methode zu bestimmen ist. Im Gegensatz dazu orientiert sich die einheitswissenschaftliche Sichtweise des Logischen Empirismus und des Kritischen Rationalismus an einer mathematisch verfassten klassischen Physik und deren Methodologie. Hier können unbelebte Objekte in Experimenten «gestellt» (Heidegger) und aus den Ergebnissen allgemeine Gesetzaussagen postuliert, bestätigt oder falsifiziert werden. In der Perspektive des Monismus sind die Merkmale des Forschungsgegenstandes eher marginal, sie werden in der Regel dann problematisiert, wenn es – etwa unter operationalistischen Gesichtspunkten – darum geht, wie die Merkmale des Forschungsobjekts quantifizierbar sind. Im Rahmen des einheitswissenschaftlichen subsumptionstheoretischen Modells – das heisst, alle Ereignisse sind durch allgemeine Gesetzmässigkeiten determiniert und ihnen «unterworfen» – findet sich also eine massive Überbetonung des methodischen gegenüber dem Gegenstandsaspekt.

Als Beleg für diese These lassen sich Arbeiten einheitswissenschaftlich orientierter Autoren heranziehen. So findet man etwa in dem Beitrag von Westmeyer («Psychologie und Wissenschaftstheorie: Einige Überlegungen aus analytischer Sicht») aus der Sicht der analytischen Philosophie und des Logischen Empirismus, verfasst für den von Schneewind herausgegebenen Sammelband über die «Wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Psychologie» [5], viel über logische Konsistenz und begriffliche Schärfe, über Gegenstandseigenschaften des psychologischen «Forschungsobjekts Mensch» nahezu nichts. Und auch in dem im gleichen Band publizierten Beitrag des Kritischen Rationalisten Herrmann [18] sucht man vergebens eingehendere Erörterungen darüber, wie die Psychologie ihren Gegenstand angemessen zu erfassen habe. Logischer Empirismus wie Kritischer Rationalismus überbetonen massiv den methodischen

Aspekt im Verhältnis Methode zu Gegenstand und laufen (etwa in der Psychologie) Gefahr, ihr Forschungsobjekt zu verfehlen.

Unter dualistischer Perspektive ist die Einordnung etwa der Physik unter das subsumptionstheoretische Modell weitgehend unproblematisch. Jedoch sind auch hier Verstehens- und Verständigungsprozesse – zum Beispiel wie die Überprüfung von Gesetzen experimentell bzw. messtechnisch umgesetzt und interpretiert werden soll – dem Erklärungsprozess vorgeordnet, auch Naturwissenschaftler müssen sich immer schon – letztlich in alltagsweltlicher Kommunikation – auf die entsprechenden Prozeduren zur Testung der in Frage stehenden Hypothesen geeinigt haben, bevor die Überprüfung der Hypothese stattfinden kann. Für die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften postuliert die dualistische Position eine eigene Methodologie, da ihre Forschungsobjekte gar nicht anders erfassbar sind als mittels hermeneutischer Rekonstruktion bedeutungshaltiger und sinnhafter singulärer Phänomene, seien dies sprachliche Aussagen, historische Zeugnisse oder gedruckte Texte. Mit anderen Worten: der Verstehensprozess ist hier konstitutiv und unumgänglich, wenn die Forschungsobjekte als Forschungsobjekte überhaupt zugänglich werden sollen. Und aufgrund unter anderem der Historizität der erfassten Phänomene ist eine kurzschlüssige Einordnung oder Erklärung singulärer Ereignisse (nach der vorgängigen hermeneutischen Rekonstruktion) unter Bezugnahme auf allgemeine Gesetzmässigkeiten – wenn es sie denn gibt – hoch problematisch.

In diesem Zusammenhang sei auch an eine Einsicht der phänomenologischen Orientierung in Psychologie und Psychiatrie erinnert [19], wonach alles Psychische durch Intentionalität gekennzeichnet ist. Unter methodologischen Aspekten hat dies zur Folge, dass die individuell-subjektiven Bedeutungssetzungen und Situationsgliederung mit ihren zentralen Momenten der Umwelt, Leiblichkeit, Sozialität und Historizität [19] unhintergebar Ausgangspunkt einer angemessenen Beschreibung sein müssen: «Situation ist damit Bezugssystem in einem doppelten Sinn: Sie ist das je konkrete Beziehungsganze, in dem die Person «situiert» ist (wahrnimmt, handelt, leidet, kommuniziert usw.), und dessen Sinn in diesen Aktivitäten verwirklicht wird. Damit wird sie aber zweitens diejenige Einheit, auf die wir uns forschend beziehen müssen, und deren Struktur herauszuarbeiten die erste Leistung einer Psychologie wird, die sich das Verstehen menschlichen Handelns zur Aufgabe setzt» ([19], S. 47). Die situative Bedeutungsgleichheit bei Forschungsobjekt und -objekt ist somit nicht – wie in der Regel im Behaviorismus – vor-

auszusetzen, sondern vorgängig erst im Zuge hermeneutischen Verstehens zu sichern.

Wie ist nun das Verhältnis von Methode und Gegenstand in Psychologie und Psychiatrie angemessen zu explizieren? Unter historischer Perspektive ist hier als ein wichtiges Exempel des Bestimmungsverhältnisses zunächst der Behaviorismus zu nennen, der in Analogie zur Beobachtung im Rahmen physikalischer Experimente den Versuch unternahm, menschliches Handeln als Verhalten und als Reiz-Reaktions-Zusammenhang zu konzipieren. Der Behaviorismus, der in der Psychologie wesentlich expliziter propagiert, aber auch kritisiert wurde, wird nicht nur wegen seines reduktionistischen Menschenbildes (siehe unten), sondern auch wegen zum Teil inkonsistenter Untersuchungsergebnisse [6] kontrovers diskutiert: «Die These, dass für die Sozialwissenschaften solche (naturwissenschaftlichen) Exaktheitsanforderungen dysfunktional (weil der Gegenstandskomplexität nicht angemessen und daher unrealistisch) sind, ist allbekannt – und umstritten» ([20], S. 9). Da die psychiatrische Forschung, sofern sie sich mit psychischen Phänomenen befasste, in der Regel auf letztlich behavioristischen Modellvorstellungen beruhte und beruht, und damit ebenfalls letztlich ein behavioristisches Menschenbild wenigstens implizit zu unterstellen gezwungen ist, sollen zentrale Kritikpunkte am behavioristischen Konzept noch einmal zusammengetragen werden [20].

Soll unter dem Aspekt des Verhältnisses von Gegenstand und Methode der «Gegenstand Mensch» nicht von vornherein reduktionistisch verkürzt eingeführt werden, so ist darauf zu reflektieren, dass Menschen ihre Umwelt und ihre Mitmenschen interpretierend wahrnehmen und bewerten, zu zielvoller Planung und Reflexion und Rationalität in der Lage sind – alles Phänomene, die in einem behavioristischen Ansatz nicht oder allenfalls als Störvariablen, die es nach Möglichkeit auszuschalten gilt, vorkommen. Eine Psychologie und Psychiatrie, die ein adäquates Gegenstands-Methoden-Verhältnis anstrebt, muss die Eigenarten des «Gegenstandes Mensch» berücksichtigen und ernst nehmen, will sie nicht von vornherein in inadäquater Vorordnung der methodischen Dimension den Gegenstand verfehlen: «Der erste Kritikpunkt bezieht sich auf die Tatsache, dass das behavioristische Forschungsparadigma in der Tat [...] von der Wissenschaftskonzeption bzw. -definition ausgeht und de facto nur Gegenstandsdefinitionen (Verhaltensbegriffe) zulässt, die diesen vorausgesetzten Wissenschaftsanforderungen entsprechen können. Dabei wird ein eindeutig von der Naturwissenschaft über-

nommenes Wissenschaftsideal angesetzt [...] und auf diese Weise der implizierte Rationalitätsbegriff weithin an Exaktheitsanforderungen gekoppelt» ([20], S. 9). Im Behaviorismus ist das methodische Moment im Hinblick auf das Gegenstands-Methoden-Verhältnis dem Gegenstand vorgeordnet. Der Behaviorismus bleibt letztlich einem Physikalismus verpflichtet und kann zwangsläufig bestimmte Aspekte des «Forschungsobjekts Mensch» konzeptuell nicht erfassen.

Anders ausgedrückt: Der Versuch des Behaviorismus, menschliches Handeln durchgehend aus der 3.-Person-Perspektive zu beschreiben und zu erklären und dabei die Perspektive der 1. und 2. Person vollkommen zu ersetzen, darf als gescheitert angesehen werden. Menschliches Handeln (im Kontrast zu Verhalten innerhalb des behavioristischen Paradigmas) ist ohne eine immer phänomenologisch-hermeneutische Aspekte einbeziehende Rekonstruktion im Dialog mit dem Forschungsobjekt Mensch nicht beschreib- und nicht erklärbar: «Handeln als zielgerichtetes Verhalten impliziert immer Wissen beim Handelnden, und das Menschenbild, das sich im Handlungsbegriff manifestiert, enthält so auf jeden Fall als Kernannahme die Reflexivität und kognitive Konstruktivität des menschlichen Subjekts. [...] Diese Merkmale der kognitiven Reflexivität, Konstruktivität und Autonomie des menschlichen Subjekts sind durch zumindest angestrebte Rationalität gekennzeichnet» ([6], S. 62).

Hier soll bereits einschränkend folgendes angemerkt werden: Das Modell eines reflexions- und rationalitätsfähigen Subjektes, bei dem Fühlen, Denken und Handeln integriert sind, ist als Idealvorstellung, als regulative Zielidee zu verstehen. Gerade im Bereich von klinischer Psychologie und Psychiatrie (aber nicht nur dort) werden Personen im Hinblick auf dieses Ideal zum Teil deutliche Defizite aufweisen. Dies ist jedoch im Einzelfall aufzuzeigen und damit gegebenenfalls die Anwendung einer Methodik zu begründen, die von einer reduzierten Gegenstandskomplexität auszugehen gezwungen ist; eine Legitimation für ein von vornherein reduktionistisches Menschenbild im Bereich psychiatrisch-psychologischer Forschung ist daraus jedoch nicht abzuleiten.

An dieser Stelle sei ein Verweis auf die aktuelle neurophilosophische Diskussion erlaubt: Hier wird in der derzeitigen Geist-Gehirn-Debatte von einigen Neurowissenschaftlern, etwa Wolf Singer und Gerhard Roth, die These vertreten, dass Ereignisse auf der mentalen Ebene nichts weiter als Epiphenomene neuronaler Aktivitäten seien, menschliches Handeln letztlich durch diese determiniert, Willensfreiheit nichts weiter als eine Illusion sei.

Dieser naturalistische Ansatz ist unter verschiedensten Aspekten und sehr profunde kritisiert worden (vergleiche etwa hierzu [21]). Unter der Perspektive des hier thematischen Monismus-versus-Dualismus-Gegensatzes ist unzweideutig, dass die Vertreter des naturalistischen Ansatzes in der Geist-Gehirn-Debatte durchgehend im Sinne des Monismus argumentieren. Bezeichnenderweise werden als Beleg für die vermeintlich illusionäre Willensfreiheit beispielhaft Experimente angeführt, etwa die klassischen Untersuchungen von Libet, in denen ganz im Geiste des Behaviorismus Versuchsanordnungen im Sinne eines Reiz-Reaktions-Schemas modelliert wurden. Der auch hier letztlich vergeblich unternommene Versuch, die 1.-Person-Perspektive durch die 3.-Person-Perspektive in Gänze zu ersetzen, erfolgt zweifelsohne unter einheitswissenschaftlichen Prämissen. Das Scheitern dieses Versuchs lässt sich nun unter verschiedenen Aspekten beleuchten, hier sei nur ein Moment herausgegriffen: Es ist in keiner Weise zu sehen, wie die oben bereits erwähnte, von der phänomenologischen Psychiatrie und Psychologie herausgearbeitete situative Verortetheit des Menschen auf neuronaler Ebene angemessen beschrieben werden können soll. Ähnlich wie in der einheitswissenschaftlichen psychiatrischen Forschungspraxis können die Vertreter des naturalistischen Ansatzes in der aktuellen Geist-Gehirn-Debatte ihre eigene Position nur unter Vernachlässigung zentraler anthropologischer Momente aufrechterhalten.

### **Aktuelle wissenschaftstheoretische Standpunkte**

Sucht man in der deutschsprachigen Literatur nach einer Monographie neueren Datums über wissenschaftstheoretische Fragestellungen in der Psychiatrie, so bleibt diese Suche vergebens, allenfalls ist ein Rückgriff auf ältere Literatur möglich (wie etwa [22]; anders im angelsächsischen Sprachraum: zum Beispiel [23] und [24]). In umfassenden aktuellen Lehrbüchern ergibt die Durchsicht im Hinblick auf wissenschaftstheoretische Erörterungen, dass diese entweder völlig fehlen oder nur kurz gehalten und – so die hier vertretene These – insuffizient (weil einseitig und nicht alternative Standpunkte in dieser Kontroverse einbeziehend) sind. Beispielhaft seien hier einige Anmerkungen kritisch gesichtet, wie sie in einem aktuellen Lehrbuch zu finden sind [25].

Hier findet sich ein Aufsatz von Wolfgang Gaebel mit dem Titel «Ätiopathogenetische Konzepte und Krankheitsmodelle in der Psychiatrie».

Unter der Rubrik «Wissenschaftstheoretische Grundlagen» führt Gaebel bestimmte Positionen hinsichtlich des Leib-Seele-Problems auf wie etwa den psychophysischen Parallelismus, den psychophysischen Dualismus, den Materialismus sowie die Identitätslehre. Gaebel konstatiert, dass diese «auf philosophischer Ebene letztlich unbefriedigende Lösung des Leib-Seele-Problems allerdings kein prinzipielles Hindernis für die Entwicklung ätiopathogenetischer Modelle darstelle» ([26], S. 29). Gaebel sieht durchaus das philosophische Problem der Inkommensurabilität zwischen der mentalistischen und der biologisch-somatischen Sprachebene im Sinne des «New Dualism», hält das Problem der «Realisierung» psychischer Phänomene in neurobiologisch definierten Systemen jedoch für empirisch lösbar. Hierbei fällt auf, dass Gaebel das Wort Realisierung selbst in Anführungszeichen setzt, wobei unklar bleibt, wie Gaebel dies genau meint, da er sich letztlich nicht festlegt. Einige Zeilen später wird er jedoch deutlicher, wenn er seine eigene Position als «pragmatischen Monismus» auf dem Hintergrund einer biologisch-psychiatrischen Forschungsausrichtung kennzeichnet. Hatte er zuvor noch das Leib-Seele-Problem für letztlich noch nicht geklärt befunden, so nimmt er nun eine eindeutige, von ihm allerdings nicht begründete Position ein. Vor dem Hintergrund seines monistisch-biologischen Ansatzes bleibt fraglich, ob die mentalistische Sprachebene für ihn überhaupt eine ernsthafte Bedeutung hat. Zwar bewege man sich, so gesteht Gaebel zu, tatsächlich in der Psychiatrie im Dualismus nomothetischer und idiographischer Erfahrungen, jedoch gibt er eindeutig einer naturwissenschaftlich-einheitswissenschaftlichen – und im Hinblick auf die psychische Ebene zwangsläufig behavioristischen – Sichtweise den Vorzug. Sein klar behavioristischer Standpunkt lässt sich aus folgendem Zitat ableiten: «Mentale Vorgänge, die in dieser Sprache [gemeint ist eine von Gaebel favorisierte objektive Beobachtungssprache in naturwissenschaftlichem Forschungskontext, Ph. G.] nicht abbildbar sind, bleiben der biologischen Forschung vorerst verschlossen» ([26], S. 29). Hier stellt sich die Frage, wie das Wort «vorerst» zu begreifen ist. Nimmt man das oben ausführlicher beschriebene Argument der zwei Sprachebenen ernst, ist die Behauptung, mentale Vorgänge blieben der biologischen Forschung «vorerst» verschlossen, offenkundig nicht haltbar. Gaebel trifft exakt die am Behaviorismus bereits oben genauer explizierte Kritik, dass dieser für den Bereich der Psychologie und Psychiatrie die Methodik gegenüber dem Gegenstand in unzulässiger Weise vorordnet. Folgerichtig zitiert Gaebel zustimmend Lipowski mit

den Worten: «In der Forschung ist ein reduktionistischer Ansatz gerechtfertigt, in Theorie, Klinik und Lehre hingegen muss ein integrativer Zugang gewährleistet sein» (Übersetzung durch Gaebel [26], S. 29). Es bleibt das Geheimnis von Lipowski und Gaebel, warum in der Forschung ein reduktionistischer Ansatz gerechtfertigt ist; eine Begründung für diese Position sucht man vergebens.

Insgesamt, so wird deutlich, vertritt Gaebel offenkundig einen behavioristisch-monistischen Ansatz. Gaebel erwähnt zwar an verschiedenen Stellen Argumente für nicht-monistische Positionen, eine ernsthafte inhaltlich-argumentative Auseinandersetzung findet man jedoch nicht. Es sind keinerlei Hinweise auf vertretene anthropologische Grundannahmen oder – obwohl zumindest im Bereich der Psychologie seit Jahren diskutiert – auf hermeneutische oder phänomenologische Aspekte und darauf aufbauende Forschungsmethoden vorhanden. Gaebels Bemerkungen stellen bei weitem nicht den aktuellen Stand der wissenschaftstheoretischen Diskussion dar und bleiben deutlich hinter dem Reflexionsniveau etwa von Apel [7] oder Groeben [6] zurück.

In ähnlicher Weise argumentiert Hans-Jürgen Möller in seinem im gleichen Lehrbuch erschienenen Beitrag «Methodik empirischer Forschung». Ähnlich wie Gaebel konstatiert Möller zunächst die Zwischenstellung der Psychiatrie im Spannungsfeld zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, weswegen einige Autoren eine Kombination nomothetischer und idiographischer Methodik vorschlugen. Jedoch werde auch hier die Notwendigkeit allgemeiner Gesetzesaussagen befürwortet [8]. Unmittelbar darauf schlägt er die Psychiatrie aber kurzerhand den empirischen Wissenschaften (im Sinne der analytischen Wissenschaftstheorie den «Realwissenschaften») zu. Dabei betont er mehrfach, dass auch bei Erklärung menschlichen Verhaltens die Subsumption einer einzelnen Verhaltensweise unter ein allgemeines Gesetz das Ideal wissenschaftlichen Forschens sei. Ähnlich wie bei Gaebel fehlt auch bei Möller eine Explikation des «Forschungsobjekts Mensch». Auch bei Möller wird deutlich, wie auf Kosten zentraler Momente des «Gegenstandes Mensch» methodologische Idealvorstellungen verabsolutiert werden.

Breiten Raum nimmt in seiner Darstellung das Hempel-Oppenheim-Schema ein, welches Möller als Idealmodell eines wissenschaftlichen Erklärungsmodells ansieht, obwohl es seit langem heftiger Kritik ausgesetzt ist und sich zumindest in den Sozial- und Kulturwissenschaften als nicht tragfähig erwiesen hat [6, 7]. Bezeichnenderweise führt Möller kein Beispiel für dieses Erklärungs-

schema aus dem Bereich der Psychiatrie an, ein solches steht ihm offenkundig nicht zur Verfügung.

Einer Fehleinschätzung unterliegt Möller auch hinsichtlich der Sonderstellung des Verstehens im Hinblick auf die Erklären-Verstehen-Debatte. Die grundlegende konstitutive Bedeutung des Verstehens und dessen Vorordnung in jeder Art von Kommunikation (auch unter Wissenschaftlern) vor Erklärungsprozessen wird von Möller nicht erkannt. Anders kann man seine Einschätzung nicht interpretieren, dass «auch das Verstehen, dem seit Dilthey und Jaspers eine methodische Sonderstellung zugeschrieben wird, dieser logischen Argumentationsstruktur folgt» ([8], S. 305). Es ist nicht nachvollziehbar – und wird von Möller auch nicht näher begründet –, warum das Verstehen der (erklärungs-)logischen Argumentationsstruktur des Hempel-Oppenheim-Schemas folgen soll.

Bereits Popper hatte 1935 in seiner «Logik der Forschung» [13] deutlich machen können, dass selbst in vermeintlich theoriefreien Alltagsbegriffen wie Baum und Tisch verallgemeinernde, wenn man so will, theoretische Vorannahmen eingehen, eine Einsicht, die letztlich bis heute Bestand hat. Um so unverständlicher ist es, wenn Möller im Zusammenhang seiner Diskussion im Hinblick auf die wechselseitige Verschränkung von Theorie und Beobachtung unterstellt, «dass *fast* jede wissenschaftliche Beobachtung in einer Weise hypothesengesteuert ist [...]» ([8], S. 306; Hervorhebung Ph. G.). Wenn man sich die Einsicht Poppers zu eigen macht, dass jede – nicht nur wissenschaftliche – Beobachtung letztlich theoriegeleitet ist, dass jede Beobachtung von in diesem Moment nicht thematisierbaren Grundannahmen ausgehen muss und von daher – wenn man so will – metaphysische Elemente in sich trägt, ist Möllers Aussage wenig plausibel. Jede Beobachtung – ob wissenschaftlich oder nicht – ist in diesem Sinne theorieabhängig, und es bleibt Möllers Geheimnis, welche Beobachtung er für theorieunabhängig hält.

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass sowohl bei Gaebel als auch bei Möller zwar die Existenz eines dualistischen Ansatzes in Psychologie und Psychiatrie nicht geleugnet, dieser jedoch nicht ansatzweise gewürdigt wird. Letztlich wird die von den Autoren selbst vertretene behavioristisch-einheitswissenschaftliche Auffassung nicht als eine unter mehreren möglichen Auffassungen relativiert. Man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, dass viele zentrale Momente der Verstehen-Erklären-Kontroverse von Gaebel und Möller (deren Arbeiten nur beispielhaft untersucht wurden) nicht zur Kenntnis genommen wurden. Statt dessen wird vielmehr der eigene Standpunkt unkommentiert und ohne jede Relativierung in den



Raum gestellt, und dies in einem Lehrbuch, das doch immerhin den aktuellen «State-of-the-art» darstellen soll. Wissenschaftstheoretische Erwägungen, wie sie von Gaebel und Möller vorgenommen werden, gehen ihres normativ-kritischen Potentials verlustig und geraten zur blossen Affirmation der gängigen Forschungspraxis.

Bezeichnenderweise werden einige der ausgeblendeten Momente des «Forschungsobjekts Mensch» (wie seine Intentionalität, seine Reflexions- und Rationalitätsfähigkeit) dann in einem eigenen Kapitel des gleichen Buches unter dem Titel «Anthropologische Aspekte psychiatrischer Erkrankungen» [27] expliziert. Dadurch werden, wenn man so will, die Verhältnisse auf den Kopf gestellt, denn es entsteht der Eindruck, als ob die Berücksichtigung von Gegenstandseigenschaften in der Forschung das Spezialgebiet einiger weniger – möglicherweise auch noch belächelter, gar verschrobener – Forscher sei. Statt dessen wären die Verhältnisse vom Kopf wieder auf die Füße gestellt, wenn die phänomenologischen Argumente und Einsichten wie überhaupt die dualistische Position in einem methodologischen Kapitel diskutiert und bewertet würden. Insgesamt ist kaum zu verkennen, dass der Behaviorismus, aller seit Jahrzehnten gerade auch in der Psychologie an ihm geübten profunden Kritik zum Trotz, in der aktuellen psychiatrischen Lehre und Forschung fröhliche Urständ feiert. Hier scheint ein erhebliches Reflexionsdefizit bei psychiatrischen Forschern zu bestehen.

### Schlussbemerkungen

Was lässt sich nun aus dem Gesagten für die psychiatrische Theoriebildung und Forschung ableiten? Meine Schlussfolgerungen aus den dargelegten Überlegungen möchte ich in vier Thesen zusammenfassen:

1. Die Psychiatrie hat sich vor etwa 160 Jahren in den Kanon der medizinischen Wissenschaften eingegliedert und dabei ein erklecklich Mass an religiösem und anderem metaphysischen Ballast abwerfen können. Dies ist zu einem Gutteil ihrer Anpassung an ein naturwissenschaftliches Erkenntnismodell geschuldet. Dabei hat man sehr viel Abstand zu Philosophie und auch Wissenschaftstheorie gesucht. Wie es sich jetzt darstellt, hat man jedoch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Ungeachtet ihrer unbestrittenen und segensreichen praktischen Erfolge scheint eine wissenschaftstheoretische und methodologische Diskussion der Psychiatrie insgesamt vernachlässigt worden zu sein.

Die Psychiatrie sollte selbstbewusst genug sein, sich der – letztlich ja auch normativen – wissenschaftstheoretischen Diskussion zu stellen und ihre Scheu vor der Philosophie zu überwinden.

2. In ihrer relativ kurzen Geschichte hat die Psychiatrie enorme praktische Erfolge vorzuweisen. Unter Rückgriff auf eine Methodologie, die sie den Naturwissenschaften entlehnt hat, war und ist sie – unter dem Handlungsdruck stehend, psychisch Kranken Hilfen zur Verfügung stellen zu sollen – auf die Lösung dieser praktischen Aufgabe hin orientiert und folgt letztlich einem «technischen Erkenntnisinteresse» [7]. Dieser Aufgabe wird sie sich auch weiterhin gegenübersehen. Daher sollte die bisherige Wissenschaftspraxis zwar in ihren Grenzen erkannt, jedoch keineswegs aufgegeben werden, sind doch von dort durchaus weitere Erkenntnisse zu erwarten, die das Los psychisch Kranker zu erleichtern in der Lage sind.
3. Unbeschadet dieser praktischen Erfolge sollte die Psychiatrie im Rahmen eines «hermeneutischen Verständigungsinteresses» [7] nicht länger in behavioristischer Tradition die oben beschriebenen zentralen Dimensionen ihres «Forschungsobjekts Mensch» (Reflexivität, Rationalität usw.) ausser Acht lassen. Nur in dem Masse, wie es ihr gelingt, die subjektive Realität der von ihr erforschten Forschungsobjekte zu erfassen und zu beschreiben, kann sie von im strengen Sinn exakten Daten ausgehen – was nicht ausschliesst, dass von diesen primären Daten her verallgemeinernd und abstrahierend auf Regularitäten abzielende Forschung betrieben werden kann.
4. In Konsequenz des eben Gesagten sollten nicht-behavioristische Ansätze in der psychiatrischen Forschung grösseres Gewicht erhalten. So sollte qualitativen Methoden im Rahmen eines angemessenen Methode-Gegenstand-Verhältnisses der ihnen gebührende Status zugestanden werden. Die dialogisch- oder monologisch-hermeneutischen Methoden [6] sollten nicht als lediglich vorläufige, allenfalls zu heuristischen Zwecken brauchbare Instrumentarien abgetan, sondern als gegenstandsadäquater selbstverständlicher Bestandteil psychiatrischen Forschens eingesetzt werden. In der Praxis greift jeder gute Kliniker ohnehin auf Einsichten und Erkenntnisse beider Wissenschaftstraditionen zurück, sind ihm doch beispielsweise die Nebenwirkungen von Medikamenten und Risikofaktoren für Suizidalität ebenso geläufig wie die phänomenologischen Beschreibungen eines Tellenbach [28] oder Conrad [29].

## Literatur

- 1 Marneros A, Pillmann F. Das Wort Psychiatrie ... wurde in Halle geboren. Von den Anfängen der deutschen Psychiatrie. Stuttgart, New York: Schattauer; 2005.
- 2 Kutzer M. «Psychiker» als «Somatiker» – «Somatiker» als «Psychiker»: Zur Frage der Gültigkeit psychiatrie-historischer Kategorien. In: Engstrom EJ, Roelcke V, Herausgeber. Psychiatrie im 19. Jahrhundert. Basel: Schwabe; 2003. S. 27–48.
- 3 Griesinger W. Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Stuttgart: Krabbe; 1845.
- 4 Groeben N, Westmeyer H. Kriterien psychologischer Forschung. München: Juventa; 1975.
- 5 Schneewind KA, Herausgeber. Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie. München, Basel: Reinhardt; 1977.
- 6 Groeben N. Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie. Tübingen: Francke; 1986.
- 7 Apel K-O. Die Erklären: Verstehen-Kontroverse in transzendental-pragmatischer Sicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp; 1979.
- 8 Möller H-J. Methodik empirischer Forschung. In: Möller H-J, Laux G, Kapfhammer H-P, Herausgeber. Psychiatrie und Psychotherapie. 2. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York: Springer; 2003. S. 303–23.
- 9 Poser H. Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung. Stuttgart: Reclam; 2001.
- 10 Seiffert H. Einführung in die Wissenschaftstheorie. 1. Sprachanalyse, Deduktion, Induktion in Natur- und Sozialwissenschaften. 13. Auflage. München: Beck; 2003.
- 11 Hempel CG. The function of general laws in history. *The Journal of Philosophy*. 1942;39:35–48.
- 12 Janich P, Kambartel F, Mittelstrass J. Wissenschaftstheorie als Wissenschaftskritik. Frankfurt am Main: Aspekte; 1974.
- 13 Popper KR. Logik der Forschung. Wien: Julius Springer; 1934.
- 14 Gabriel G. Grundprobleme der Erkenntnistheorie. 2. Auflage. Paderborn: Schöningh; 1998.
- 15 Eberhard K. Einführung in die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. 2. Auflage. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer Urban; 1999.
- 16 Wimmer R. Hermeneutik. In: Mittelstrass J, Herausgeber. Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Bd. 2. Stuttgart, Weimar: Metzler; 2004. S. 85–90.
- 17 Oppenheim P. Studies in the logic of explanation. *Aspects of Scientific Explanation*. 1970:245–96.
- 18 Herrmann T. Psychologie und das kritisch-pluralistische Wissenschaftsprogramm. In: Schneewind KA, Herausgeber. Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie. München, Basel: Reinhardt; 1977. S. 55–70.
- 19 Graumann CF, Métraux A. Die Phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In: Schneewind KA, Herausgeber. Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie. München, Basel: Reinhardt; 1977. S. 27–54.
- 20 Groeben N, Scheele B. Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt: Steinkopf; 1977.
- 21 Geyer C, Herausgeber. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt/Main: Suhrkamp; 2004.
- 22 Möller H-J. Methodische Grundprobleme der Psychiatrie. Stuttgart: Kohlhammer; 1976.
- 23 Bolton D, Hill J. Mind, Meaning and Mental Disorder. The Nature of Causal Explanation in Psychology and Psychiatry. 2nd edition. Oxford, New York: Oxford University Press; 2003.
- 24 Radden J, editor. The Philosophy of Psychiatry. A Companion. Oxford, New York: Oxford University Press; 2004.
- 25 Möller H-J, Laux G, Kapfhammer H-P, Herausgeber. Psychiatrie und Psychotherapie. 2. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York: Springer; 2003.
- 26 Gaebel W. Ätiopathogenetische Konzepte und Krankheitsmodelle in der Psychiatrie. In: Möller H-J, Laux G, Kapfhammer H-P, Herausgeber. Psychiatrie und Psychotherapie. 2. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York: Springer; 2003. S. 26–48.
- 27 Schmidt-Degenhard M. Anthropologische Aspekte psychiatrischer Erkrankungen. In: Möller H-J, Laux G, Kapfhammer H-P, Herausgeber. Psychiatrie und Psychotherapie. 2. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York: Springer; 2003. S. 269–80.
- 28 Tellenbach H. Melancholie. Zur Problemgeschichte, Typologie, Pathogenese und Klinik. Berlin, Göttingen, Heidelberg: Springer; 1961.
- 29 Conrad K. Die beginnende Schizophrenie. Stuttgart: Thieme; 1958.